

# Die Geschäfte laufen schlecht für die Strassenkinder von Kabul

Seit er fünf Jahre alt ist, verkauft Anayatollah Souvenirs an Touristen. Doch seit die Anschläge zugenommen haben, werden die Ausländer immer rarer.

Der aufgeweckte Junge ist ein Profi. Sobald er Ausländer sieht, läuft er auf sie zu, lächelt charmant und bietet auf Englisch einen schmutzigen Mini-Reiseführer oder eine grossformatige Stadtkarte an. Abschütteln lässt er sich nicht, als Bezahlung akzeptiert er Dollar oder die Lokalwährung Afghani. Er brauche das Geld für neue Schuhe, zum Beweis streckt er seine schmutzigen, blutigen Zehen in ausgetretenen Plastiksandalen von sich.

Der 14-jährige Anayatollah - von allen Anayat gerufen - hat viel Erfahrung: Sechs Jahre lang verkaufte er Kaugummi aus einem Bauchladen an der Cinema Zainab Road, seit drei Jahren steht er an der Chicken Street. Vor vier Jahrzehnten wurde sie zur Touristenstrasse von Kabul, als die Hippies Afghanistan und das billige Haschisch entdeckten.

Am besten liefen seine Geschäfte nach der Vertreibung der Taliban, als Hunderte von ausländischen Hilfswerkern ins Land kamen. Doch seit einigen Monaten häufen sich die Anschläge, und die Kunden bleiben in ihren gepanzerten Autos oder hinter hohen Mauern. «Niemand kommt mehr an die Chicken Street, manche Tage verdiene ich kein Geld», klagt Anayat. Sein Vater hat ihm ein Handy gekauft, damit er ihn nach Attentaten erreichen kann. Das Telefon versteckt er in der Brusttasche seiner tarnfarbenen Uniformjacke. Der Vater ruft selten an, eher telefoniert die Mutter, er solle Milch fürs Baby kaufen. Das Uno-Kinderhilfswerk Unicef schätzt, dass rund 60 000 Kinder auf den Kabuler Strassen arbeiten. Sie putzen Schuhe oder Autoscheiben, verkaufen Zeitungen und Souvenirs, schleppen Kisten, sammeln Abfall oder bet-

teln. Unicef unterscheidet zwischen Kindern, die auf der Strasse leben, und solchen, die auf der Strasse arbeiten, aber bei ihrer Familie wohnen. Die meisten Kabuler Strassenkinder gehören in die zweite Kategorie, auch Anayat. Er hat Vater, Mutter, drei Brüder und zwei Schwestern. Sein Vater hat Arbeit, und er selber geht zur Schule. Doch das bindet Anayat ausländischen Besuchern nicht auf die Nase.

Seine Arbeit richtet sich nach dem Stundenplan der staatlichen Schule im Quartier Shar-e Naw: Vorher und nachher arbeitet er an der Chicken Street. Üblicherweise sitzt er von Mittag bis 16 Uhr in einem adretten blauen Hemd im Klassenzimmer, der Schuluniform aller Jungen. Dann hängt er sein blaues Hemd bei einem Händler in den Laden und zieht die alte Uniformjacke an. «So wird das Hemd nicht schmutzig», sagt er. Die Frage, ob er so auch mehr Mitleid erregt, will er nicht verstehen.

## «Ich zahle das Essen der Familie»

Die Reiseführer, die er verkauft, hat der Verlag ursprünglich kostenlos an die Strassenkinder abgegeben. Davon weiss Anayat nichts. Er kauft seine Ware im Basar ein: Ein Reiseführer kostet ihn 100 Afghani (2.10 Franken), ein Stadtplan 60 Afghani (1.25 Fr.). Wie hoch die Marge auf seine Investition ist, entscheidet die Grosszügigkeit der Touristen.

Die Stadtverwaltung betrachtet die Kinder als Ärgernis, doch mit der Polizei hat Anayat keine Probleme. Ein Cousin seiner Mutter arbeitet auf dem Polizeiposten am Ende der Chicken Street. Einmal habe ein Ausländer mit afghanischer Militäreskorte eine Stadtkarte nicht bezahlt, ein Soldat habe ihn geschlagen und weggeschleucht. «Der Cousin und seine Kollegen haben ihn verprügelt und gesagt, der Ausländer schulde mir das Geld.» Sein Gesicht leuchtet, als er sich daran erinnert, wie die Polizisten mit Gewehrkolben auf den Mann eindroschen.

Nach Feierabend steigt Anayat an der Salang-Wat-Strasse ins erste von zwei Sammeltaxis, die ihn in das Aussenquar-



Anayatollah und Freund Paschtunat in der Chicken Street. Foto: Peter van Agtmael (Magnum)

tier im Südwesten der Stadt bringen, wo seine Familie wohnt. 50 Minuten dauert die Fahrt. Sein Vater, 58 oder 60 Jahre alt, genau weiss es Anayat nicht, war früher Soldat und Velomechaniker. Heute arbeitet er als Fahrer im Kulturministerium. Die Familie teilt sich zum Schlafen zwei Räume, die Miete beträgt etwas mehr als die Hälfte des Monatslohnes des Vaters von umgerechnet 80 Franken. «Vater bezahlt die grossen Dinge, ich zahle das Essen für alle.» Wie viel Anayat an einem guten Tag verdient, mag er nicht preisgeben. Das Geld gibt er seiner Mutter, die es verwaltet.

Mit dem Taxi in die Stadt zu pendeln, ist ein Privileg. Sein 19-jähriger Bruder Rahimullah, der Erstgeborene, muss mit dem Velo fahren. Rahimullah geht aber auch nicht zur Arbeit, sondern ins Lycée pour garçons Esteqlal, eine der bekanntesten Schulen des Landes. Hier dauert der Unterricht den ganzen Tag. Anayat sagt, dass er mit seinen Einkünften auch einen beachtlichen Teil zum Schulgeld seines Bruders beisteuere.

## Sein Traum: Ein Land Cruiser

Fast hätte auch Anayat den ganzen Tag in der Schule verbringen können: Vor einem Jahr wollte ihm die Mitarbeiterin eines Hilfswerks privat eine Ausbildung in den USA ermöglichen. Der Vater besprach das Angebot mit dem Grossvater, einem Bauern aus dem Distrikt Shaka Darah, ausserhalb der Hauptstadt. Die Männer entschieden, dass Anayat nur gehen dürfe, wenn die Amerikanerin die ganze Familie in die USA umsiedle und ihr ein Haus baue. Anayat träumt immer noch davon, Ingenieur zu werden.

Manchmal gönnt er sich eine kleine Freude, gibt einem Cousin 50 Afghani und dreht mit ihm einige Runden in dessen Auto. «Wenn ich den Sitz ganz nach vorne stelle, komme ich fast bis an die Pedale.» Irgendwann will auch Anayat ein eigenes Auto. Einen Toyota Land Cruiser, wie ihn die Uno-Funktionäre fahren. Aber einen mit verspiegelten Scheiben, so wie sie die Mafia liebt.

Philippe Kropf, Kabul